

Zur Geschichte der Anthroposophie

ROBIN SCHMIDT: **Rudolf Steiner und die Anfänge der Theosophie**, Rudolf Steiner Verlag, Dornach 2010, 207 Seiten, 19 EUR.

Das Schicksal mancher anthroposophischen Geschichtsdarstellung, von Vertretern der etablierten Wissenschaften nicht ernst genommen zu werden, dürfte Robin Schmidts neuem Buch vermutlich erspart bleiben. Denn obwohl er nach eigenem Bekunden ohne akademischen Anspruch nur Geschehenes nacherzählen will und es ausdrücklich ablehnt, sich mit abweichenden Ansichten auseinanderzusetzen, zeigt er sich auch jetzt wieder als Meister der sachlichen Beschreibung historischer Fakten, als der er sich schon 2003 mit seinem Glossar in dem Sammelwerk *Anthroposophie im 20. Jahrhundert* empfohlen hatte. Hinzu kommt, dass Schmidt, derzeit Koordinator der Dornacher »Forschungsstelle Kulturimpuls«, sich auch ein gewisses Ansehen bei Helmut Zander verschafft hat, dem Verfasser des umstrittenen Werks *Anthroposophie in Deutschland* (2007). Dieser hatte Schmidt »profundes historisches Wissen« und »undogmatische Offenheit« bescheinigt und eingestanden, sein Werk wäre verständnisvoller ausgefallen, wenn er Schmidt früher kennengelernt hätte (Zander, Bd. II, S.1718). Wie ein solch verständnisvolles Werk hätte aussehen können, lässt Schmidts neue Studie erahnen. Denn sie ist nur ein Kapitel einer seit langem in Arbeit befindlichen umfassenden »Geschichte der Anthroposophie«, so dass man auf eine Fortsetzung schon jetzt gespannt sein darf.

Vorweg sei gesagt: Schmidt ist auf dem neuesten Stand der Forschung, er bezieht jüngste kulturwissenschaftliche Studien zum Thema »Esoterik und Moderne« mit ein. Und ebenso wichtig: Er konnte für seine Arbeit bisher unveröffentlichte Dokumente aus den Dornacher Archiven heranziehen, die manchen umstrittenen Punkt im Verhältnis Rudolf Steiners zur Theosophischen Gesellschaft in neuem Licht erscheinen lassen. In sechs leicht lesbaren,

manchmal auch spannend geschriebenen Kapiteln entrollt sich uns die Vorgeschichte der Anthroposophie vom 19. Jahrhundert bis zur Begründung der Deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft im Oktober 1902 in Berlin. Dabei wird zunächst die Kulturentwicklung des 19. Jahrhunderts charakterisiert, die von der Dominanz der naturwissenschaftlichen und technischen Entdeckungen geprägt war. Die daraus folgenden materiellen Errungenschaften lösten – begleitet durch populärwissenschaftliche Schriften – einerseits eine Welle des Materialismus, andererseits aber auch eine neue spirituelle Suchbewegung aus. Der Spiritismus wollte die Existenz einer übernatürlichen Welt auf experimentellem Wege beweisen und damit zur Überwindung der Kluft zwischen Wissen und Glauben beitragen. Insofern war dieser Vorläufer der neueren Theosophie ebenso wenig antimodern wie die Lebensreformbewegung, die sich gegen die Schattenseiten des modernen Großstadtlebens wandte. Beide Bewegungen haben der neueren Theosophie den Weg bereitet.

Ein zweites Kapitel behandelt die Theosophische Gesellschaft von ihrem Gründungsjahr 1875 bis zur Jahrhundertwende. Die allmähliche geistige und räumliche Verlagerung des Schwerpunkts dieser Gesellschaft nach Indien, ihre Glaubwürdigkeitskämpfe (Unterschlagungs- und Betrugsaffären) werden ebenso dargestellt wie die nach dem Erscheinen von Blavatskys *Secret Doctrine* (1888) einsetzende neue Phase, die von einer stärkeren Hinwendung auf die meditative Schulung geprägt war. Im dritten Kapitel werden die theosophischen Anfänge im deutschsprachigen Raum abgehandelt und die bekanntesten Wortführer (Hübbschleiden, Franz Hartmann, Friedrich Eckstein usw.) kurz vorgestellt. Kapitel vier (»Heimatlose Seelen«) konzentriert sich auf das Wien der 1880er Jahre, in dem Steiner seine erste Begegnung mit der theosophischen Bewegung hatte. Schmidt kann belegen, dass diese Begegnung zeitlich früher anzusetzen ist, als bisher angenommen. Die meisten Steinerbiographen hatten sich allein auf Steiners Autobiographie gestützt, aus der sich das Jahr 1889/90 ergab.

Dem widerspricht jedoch ein früheres autobiographisches Zeugnis, nach dem Steiner schon in den Jahren 1884/85 intensive Kontakte mit Theosophen pflegte, was Schmidt durch weitere Dokumente untermauert. In diesem Kontext muss wohl zukünftig besonders die Rolle Friedrich Ecksteins, des gleichaltrigen Jugendfreundes Steiners, neu bewertet werden. War dieser umfassend Gelehrte doch eine Schlüsselgestalt im Beziehungsnetz der Intellektuellen- und Künstlerkreise der beginnenden Wiener Moderne. In diesem Milieu fungierte Eckstein, der bereits 1883/84 einen pythagoreisch-vegetarischen Stammtisch gegründet hatte, bevor er ab 1887 die erste österreichische Loge der Theosophischen Gesellschaft ADYAR leitete, wahrscheinlich als Multiplikator theosophischer Lehren. Eckstein war übrigens, so weit meine eigenen Recherchen ergaben, auch an der starken »okkulten« Affinität der musikalischen Avantgarde Wiens (von Mahler bis zum Kreis um Arnold Schönberg) nicht ganz unbeteiligt. Ein spannendes Thema, dessen systematische Ausarbeitung noch aussteht.

Im fünften Kapitel arbeitet Schmidt Steiners Esoterikbegriff vor 1900 heraus und stellt die häufig gemachte Zweiteilung von Steiners Biographie in einen philosophischen und einen anthroposophischen Steiner in Frage. Spätestens hier unterscheidet sich Schmidts Studie in wesentlichen Punkten von Zanders Arbeit. Während dieser einen eigenständigen Esoterikbegriff bei Steiner gegenüber den Lehren der Theosophie weitgehend leugnet, glaubt Schmidt schon beim »frühen« Steiner diesen Begriff vorgebildet zu sehen. Er kann dies plausibel machen mit Zitaten, die zeitlich bis zu Steiners ersten Goethekommentaren zurückreichen (GA 1, e-d), mit diversen Rezensionen Steiners aus den neunziger Jahren bis hin zur esoterischen Interpretation von Goethes *Märchen* im Jahre 1900.

Nach Schmidt deutet vieles darauf hin, dass Rudolf Steiner mit der Materie der Esoterik gut vertraut war und auch eine spezifische Position dazu ausgebildet hatte, bevor er innerhalb der Theosophischen Gesellschaft zu wirken begann. Das erklärt auch die Schnelligkeit, mit

der Steiner dann als spiritueller Lehrer mit spezifischem Profil hervortreten konnte. Schmidts Buch hebt sich von Zanders Werk auch dadurch wohltuend ab, dass er Vermutungen immer als solche kennzeichnet, Behauptungen ausreichend belegt (zu unbelegten Behauptungen Zanders vgl. meinen Artikel über Ilse von Stach in Heft 8/9 2010 dieser Zeitschrift) und seine Forschungsergebnisse für sich sprechen lässt. Abschließend konzentriert sich Schmidt auf Steiners erste Jahre auf theosophischem Boden und die Vorgänge, die zu seiner Wahl zum ersten Generalsekretär der 1902 gegründeten Deutschen Sektion der T.G. führten. Besonders verdienstvoll, weil in dieser Ausführlichkeit bisher noch nicht greifbar, ist die Rekonstruktion der Gründungsversammlung der Deutschen Sektion im Oktober 1902 in Berlin. Einige der von Schmidt herangezogenen unveröffentlichten Dokumente scheinen allerdings auf den ersten Blick Zanders These von der Abhängigkeit Steiners von theosophischer Literatur zu stützen. So lässt sich durch ein Selbstzeugnis Steiners belegen, dass er bereits 1901, also vor Beginn seiner öffentlichen Vortragsreihe *Das Christentum als mystische Tatsache*, Annie Besants Buch *Das esoterische Christentum*, wahrscheinlich in der englischen Originalausgabe, gelesen hat. Damit ist die vielfach verbreitete Annahme, Steiner habe dieses Buch erst 1903 kennengelernt (so noch Ravagli in *Zanders Erzählungen*, S. 149) nicht mehr haltbar. Die sehr missverständliche Formulierung S. 43, Steiner habe sich 1912 von der Theosophischen Gesellschaft getrennt und die Anthroposophische Gesellschaft gegründet, wird Schmidt hoffentlich so nicht in seine zu erwartende Anthroposophiegeschichte übernehmen. Bekanntermaßen wurde Steiner mit der gesamten deutschen Sektion 1913 aus der T.G. ausgeschlossen, und den Anstoß zur Gründung einer Anthroposophischen Gesellschaft gab nicht er selbst, sondern ein kleiner Kreis aktiver Mitglieder.

Dass Schmidt gelegentlich Mühe hatte, die Handschrift Steiners zu entziffern, wird ihm niemand verübeln. So spricht er S. 136 vom »Lotti-Aufsatz [?] für das Stona-Buch«, was selbstverständlich »Loki-Aufsatz« heißen muss,

einen Beitrag Steiners zum Jakobowski-Gedenkbuch von Maria Stona, wie schon aus GA 32, S. 531 ersichtlich gewesen wäre.

Dankenswert, obwohl es marginal erscheinen mag, ist auch die erstmalige genaue Lokalisierung der Theosophischen Bibliothek in Alt-Moabit 97 im Herbst 1900, als Steiner dort seine ersten Vorträge hielt. Der Umzug der Bibliothek in die Kaiser-Friedrich-Straße 54a geschah erst im folgenden Frühjahr. Zahlreiche Abbildungen von Personen und Dokumenten bereichern das Buch wesentlich. Erfreulich auch das Personenverzeichnis, was bei derartigen Werken leider nicht immer selbstverständlich ist. Die anfängliche Loyalität Steiners gegenüber Annie Besant hätte noch deutlicher herausgearbeitet werden können, wenn Schmidt etwa die Archivunterlagen zu Steiners grundlegendem Vortrag über Anthroposophie im Girordano-Bruno-Bund am 8. Oktober 1902 herangezogen hätte. Doch das wird er ja vermutlich in einem Folgeband nachholen. Ohne dem vorgreifen zu wollen, seien aus diesem Vortrag drei Sätze zitiert, weil sie ein bemerkenswertes Zeugnis des Respekts und der Empathie gegenüber theosophischen Autoritäten darstellen, eine Eigenschaft, die auch Schmidts Buch auszeichnet: »Mir trat in Annie Besant eine Persönlichkeit entgegen, die ich als ein solches *religiöses Genie* erkennen möchte. Auch sie ist hervorgegangen aus der modernen Naturwissenschaft, sie hat früher in England in sozialistischen Arbeiterkreisen die deutschen Materialisten interpretiert. Sie hat alle Leiden der Erkenntnis kosten müssen und seit einigen Jahren ist sie in der englischen Welt die größte Rednerin, die religiöses Empfinden in diesem theosophischen Sinne aussprechen kann.« (Zit. Nach: *Psychische Studien*, 29. Jg., Dezember 1902, S. 754). Leider haben die bisherigen Herausgeber von GA 51 diese Sätze stillschweigend weggelassen. Nicht etwa, weil sie eine Erfindung wären (sie sind in den beiden einzigen greifbaren Druckvorlagen, den Vortragsreferaten im *Freidenker* und den *Psychischen Studien* enthalten), sondern offenbar deshalb, weil sie nicht so recht zum Bild des theosophiefeindlichen, eigenständigen Steiners passten. Robin Schmidts Buch lässt hoffen, dass derartige

Methoden, mit denen der Welt ein möglichst widerspruchsfreier und damit leicht konsumierbarer Steiner präsentiert werden soll, bald endgültig der Vergangenheit angehören.

Wolfgang G. Vögele

Reinkarnation denken

ROBIN SCHMIDT: **Wie lässt sich Reinkarnation denken? Logik und Ästhetik der Reinkarnation**, Verlag am Goetheanum, Dornach 2010, 103 Seiten, 12 EUR.

Es gibt wenige Studien, die sich mit den systematisch-logischen Aspekten von Steiners Reinkarnationsidee auseinandersetzen und ebenso wenige, die der Art der Darstellung Steiners auf die Spur kommen und sie mit deren Inhalt zu verbinden versuchen. Schmidt hat sich beidem mit Erfolg zugewandt, und zwar anhand des zentralen Reinkarnationskapitels in dem Grundlagenwerk *Theosophie*. Zunächst wird das ideell-logische Gerüst des Gedankengangs herausgearbeitet, anhand dessen die Art, Tragweite und Grenzen der logischen Stringenz deutlich werden. Steiner wollte im strengen Sinne nichts beweisen, jedoch den gedanklichen Gehalt seiner Reinkarnationsidee und dessen Einordnung in seine Wesensgliederkunde sowie in einige zentrale Begriffe der Evolutionstheorie offenlegen.

Den zentralen und umfangreichsten Teil der Untersuchungen von Schmidt machen seine Betrachtungen zur kompositorischen Gestaltung des Reinkarnationsgedankens aus. Schmidt nennt diese Gestaltung »ästhetisch«, da es hier weniger auf den Inhalt als auf die Art der Darstellung ankommt, die nicht nur etwas vermitteln will, sondern etwas anregen, eine Erfahrung ermöglichen soll, die über das reine Textverständnis hinausgeht und doch eng damit verbunden ist. Was sich unter diesem Blickwinkel offenbaren kann, geht demnach über den konkreten Inhalt hinaus und weist auf kompositorisch-didaktische Fähigkeiten hin, die Steiner zum Einsatz brachte, um dem Leser nicht nur ein Verstehen nahezu legen, sondern auch einen Einstieg in ein erstes Erleben zu erlauben.

Schmidt weist auf vier von ihm gefundene Perspektiven hin: 1. Die Architektur der Gedanken in zwölf sowohl paarweisen als auch anderweitig verflochtenen Gedanken in Anlehnung an die Wesensglieder des Menschen. 2. Der Gedanken-Prozess in konkreter Parallelität zu den sieben Stufen des Gangs der menschlichen Seele durch das Leben vom Tod zur neuen Geburt. 3. Das Gedanken-Drama im konkreten Durchgang des Kapitels in Anlehnung an die Charakterisierung der eurythmischen Gesten für den Tierkreis anhand seelischer Stimmungen. Und schließlich 4. die Art und Weise, wie Steiner durch seine fortgesetzte Umarbeitung für Neuauflagen in diesem Kapitel die Hürden für das Denken verstärkt hat, um es zu einer Aktivität anzuregen, die über das Verstehen des Inhalts hinausreicht.

Insgesamt ermöglicht Schmidt durch seine Untersuchungen einen tiefen Blick in die Gedanken- und Gestaltungswerkstatt Rudolf Steiners. Er bietet über die aktive gedankliche Erfassung des Inhalts seiner Schrift hinaus weitere Gesichtspunkte, um in die kompositorische Gestalt einzusteigen, die wiederum eine erhöhte Aufmerksamkeit und Fähigkeit der aktiven Hingabe in der Auseinandersetzung mit dem entsprechenden Text erfordern. Damit kann bestenfalls die gedankliche Erarbeitung von einem zunächst abstrakten Prozess bis hin zu einer lebendigen Durchdringung des Lebens selbst führen.

Renatus Ziegler

Moderne Einweihung und Literatur

RUTH EWERTOWSKI: **Revolution im Ich. Einweihung als Wiedergeburt in Anthroposophie und Literatur**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2010, 255 Seiten, 24 EUR.

War die Einweihung in vorchristlichen Zeiten ein streng gehütetes Geheimnis, so ist *heute* das Wissen um die Einweihung prinzipiell jedem zugänglich. Doch lässt sich das, was bei der Initiation geschieht, so schwer vermitteln, dass sie den Charakter des Verhüllten nach wie vor

beibehält. Allein die Kunst, die ja zudem ein Bestandteil der alten Mysterien war, vermag das Unsagbare, lediglich *Erfahrbare* der Einweihung mit ihren Mitteln darzustellen. Ruth Ewertowski hat sich daher die künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten zunutze gemacht und sich den Einweihungsphänomenen *in der Literatur* gewidmet. Hierbei gilt ihr Interesse vor allem den heutigen Formen individueller Schicksals- oder Lebenseinweihung.

Einweihung bedeutet Überwindung der Todesgrenze, das heißt einer Grenze, die den Menschen von der Erfahrung seiner geistigen Existenz abschneidet. Mit Hilfe der Anthroposophie, die Rudolf Steiner auch als Einweihungswissenschaft bezeichnete, gelingt es der Verfasserin, Stück für Stück in die tieferen Erlebnisschichten einiger literarischer Werke einzudringen und verschiedene Gesichtspunkte der Einweihung herauszuarbeiten. Neben älteren Werken berücksichtigt sie auch die neuere Literatur sowie einen modernen Kinofilm. Guillermo del Toro, Kleist, Sophokles, Patrick Roth, Oscar Wilde, Victor Hugo, Goethe, Hartmann von Aue – sie alle kommen in Ewertowskis Buch zu Wort. Dabei werden die besprochenen Werke von ihr so flüssig und gut verständlich zusammengefasst, dass man sie nicht gelesen (bzw. gesehen) haben muss, um den Gedankengängen der Autorin zu folgen.

Eine hervorragende Einführung bilden gleich im ersten Kapitel die Ausführungen zu »Pans Labyrinth«, einem Fantasy-Film von 2007. Dieser macht mit der »Unverfügbarkeit« der Einweihung vertraut: Wer mit der Einweihung etwas für sich selbst anstrebt, wird sie nicht erreichen, denn zur Einweihung gehört die Selbstüberwindung im Verzicht auf den Erfolg – auch den des »Eingeweihtseins«. Deshalb gibt es bei der Einweihung stets einen Wendepunkt, bei dem alles anders kommt, als erwartet. So erlangt die junge Heldin in »Pans Labyrinth« die Unsterblichkeit gerade in dem Moment, in welchem sie darauf *verzichtet*, ja sogar ihr eigenes Leben hingibt, um das Leben eines Kindes zu retten. – Durch den Hinweis auf die Unverfügbarkeit wird zugleich der Anspruch deutlich, mit dem sich Ewertowski gegenüber

unseriösen Bestrebungen abgrenzt: Wirkliche Einweihung ist kein Mittel zur Selbsterhöhung. Wenngleich Ewertowski in jedem der sieben Kapitel ein anderes Werk und einen anderen Einweihungsaspekt ins Visier nimmt, zieht sich doch *eine* Frage durch ihr gesamtes Buch hindurch: Die Frage, was die neue Einweihung im Vergleich zur früheren im Wesentlichen auszeichnet. Die Antwort klingt schon im Buchtitel an. Sie lautet »Wiedergeburt«. Wiedergeburt nicht im Sinne von Reinkarnation, sondern im Sinne einer tiefgreifenden Wandlung, ja einer Umwälzung im Ich des Menschen. Möglich geworden ist dies erst durch Christus, denn ohne den Logos, den Ewertowski als das »Korrelat des Ich« bezeichnet, ergreift Einweihung den Menschen noch nicht in seinem innersten Wesenszentrum, seinem Ich.

Wie Ewertowski den Menschen von seinem Zentrum, von seinem Ich aus denkt, so betrachtet sie auch den menschheitsgeschichtlichen Hintergrund der Einweihung von der »Mitte« aus, wobei sich ihre Gegenüberstellung von Sündenfall und Golgatha-Mysterium als äußerst aufschlussreich erweist. Sehr erhellend ist ferner ihre Darstellung des »mütterlichen« und »väterlichen« Einweihungsprinzips. Diese beiden Prinzipien, die sich mit dem Mysterium von Golgatha fundamental verändert haben, wirken bei der heutigen Einweihung dergestalt zusammen, dass die Geburt eines höheren Selbstes stattfinden kann.

In Ewertowskis Buch wechseln sich zutiefst philosophische Überlegungen immer wieder mit erfrischenden Literatur-Betrachtungen ab. Großartig wiedergegeben sind zum Beispiel die Doppelgänger-Schilderungen in Oscar Wildes *Bildnis des Dorian Gray* und Victor Hugos Roman *Die Elenden*. An ihnen entwickelt die Autorin einige Gedanken zur Selbsterkenntnis und der damit verbundenen Scham, die in der Selbstverwandlung zu einer gesteigerten Würde führt. Anhand der Otilie in Goethes *Wahlverwandtschaften* beschreibt Ewertowski dann die Geburt des Geistselbstes, der eine seelische Läuterung durch Katharsis vorangeht. Und schließlich schildert sie am Beispiel des »armen Heinrich« von Hartmann von Aue den beson-

deren Erweckungsmoment, mit dem sich ein Sinneswandel vollziehen und unmittelbar in eine Lebenswandlung einmünden kann. Letztendlich – das zeigen alle diese literarischen Vorbilder – trifft bei der Lebenseinweihung eine ganze *Konstellation* von schicksalhaften und »außerplanmäßigen« Komponenten zusammen, so dass jede Einweihung unterschiedlich verläuft. Sie erfordert jedoch die Wesensfreiheit des Menschen und den Mut zur Selbstgründung im Nichts äußerer Ungewissheit.

Neben den vielfältigen und individuellen Einweihungsbedingungen beschäftigt sich Ewertowski auch mit den Grenzen traditioneller Denkstrukturen und der Notwendigkeit einer Erkenntniserweiterung. Eine denkerische Herausforderung stellt insbesondere das vierte (das mittlere) Kapitel dar, denn hier wird der Leser mit den Erkenntnisschwierigkeiten konfrontiert, welche einem Verständnis der leiblichen Auferstehung Christi im Wege stehen. In Patrick Roths epischem Werk *Corpus Christi* von 1996 ist es der ungläubige Thomas (als Repräsentant des Verstandesdenkens), der sich auf die Suche nach dem Christus-Leib, also dessen Leiche begibt. Während dieser Suche wandelt er sich selber so grundlegend, dass die eigene Wiedergeburt und das Verstehen der Auferstehung Christi in eins fallen.

Mit dem Materieller-Werden unseres Leibes hat die Schwelle zwischen der Welt der Sinne und der Welt des Geistes ihre Brückenfunktion verloren. Da hilft es auch nichts, diese Grenze einfach durch eine simple Zwei-Welten-Metaphysik überspringen zu wollen. An den Grenzen der Sinneswahrnehmung und an den Grenzen des physischen Leibes, die dem Tod seine scheinbare Endgültigkeit verleihen, hat sich unser selbstständiges Ich und unser heutiges Bewusstsein herangebildet. Um diese Grenzen geht es; sie dürfen nicht ignoriert werden, betont Ewertowski. Erst in ihrem Durchschreiten bei der Einweihung kann der Tod in seiner »wahren Gestalt« erkannt und in seiner Endgültigkeit widerlegt werden. Eine zeitgemäße Einweihung besteht also gerade im *Hindurchgehen* durch die Schwelle, ohne dass das Ich-Bewusstsein (wie bei der alten Einweihung)

herabgedämpft wird. »Die *neue Einweihung*«, so Ewertowski, »bestätigt die Individualität des Menschen und eröffnet ihr einen eigenen Geistbezug«. (S. 70) Sie trägt dazu bei, dass der Mensch aus seinem *Zentrum*, aus dem *Ich* heraus die niederen Wesensglieder allmählich in höhere umbilden kann. Mit anderen Worten: »Im Ich findet die Revolution seiner eigenen Geschichte statt«. (S. 57)

Ewertowskis Anliegen ist ein hermeneutisches, das heißt, dass es ihr um eine Fähigkeit des *Verstehens* geht, die über das intellektuelle Begreifen eines Gedankeninhaltes hinausgeht; eines Verstehens, welches den Menschen in seinem tiefsten Inneren erfasst und verwandelt. Die Aufforderung Johannes des Täufers zum »Umdenken« bekommt in der heutigen Zeit eine neue Dimension, sofern sie nicht nur auf den Inhalt des Denkens, sondern auf die Tätigkeit des Denkens selbst bezogen wird. Ein Denken, welches im *Logos* gründet und zugleich die Grenzen der Verstandes-*Logik* bei voller Anerkennung ihrer Funktion sozusagen von innen heraus überwindet, ist im wahrsten Sinne »revolutionär«. Denn dieses Denken bewirkt einen »Riss« in den Begrenzungen heutiger Lebensrealität. Wenn also Ewertowski ihr Buch mit dem Titel *Revolution im Ich* versieht, so deutet sie auf diesen »gefährlichen«, weil versichernden Aspekt der Einweihung hin. Eine Revolution, die im Ich des Menschen beginnt, wäre aber gerade vonnöten, um die Grenzen im Zwischenmenschlichen nicht immer stärker zu zementieren.

Claudia Törpel

Wer war Carl Schmitt?

REINHARD MEHRING: **Carl Schmitt. Aufstieg und Fall**, C.H. Beck Verlag, München 2009, 750 Seiten, 29,90 EUR.

Nach einer Internierungszeit vom September 1945 bis zum Mai 1946 zog sich Carl Schmitt (1888-1985) nach Plettenberg im Sauerland, seinem Geburtsort, zurück. Der berühmte Staatsrechtler hatte alle akademischen Ämter verloren und kehrte auch niemals mehr an eine Universität zurück. Sein öffentliches Ansehen

war als Folge seiner Kollaboration mit dem NS-Regime ruiniert. Dennoch sprachen bald Besucher aus dem In- und Ausland bei Schmitt in Plettenberg vor und empfingen politische, staatsrechtliche und -philosophische, historische und andere Anregungen. Schmitt pflegte Freundschaften und Feindschaften, wie es seinem Weltbild und Charakter entsprach. Bis in das höchste Alter verfasste Schmitt kleinere Schriften, Aufsätze, Untersuchungen, Gutachten und viele Briefe. Er hielt zahllose Vorträge und nahm an Kolloquien und Tagungen teil, sofern er nicht vorzeitig wieder ausgeladen wurde. Mit seinen Besuchern führte der charismatische Mann lange Gespräche auf Spaziergängen in Plettenbergs Umgebung. Der bekennende Antisemit verkehrte auch mit Juden, besonders aber mit früheren Schülern und mit deren Schülern. Wer war Carl Schmitt?

1993 erschien im Propyläen-Verlag Berlin eine ausführliche, bebilderte Biographie Schmitts, verfasst vom Münchener Politologen Paul Noack. Nun hat Reinhard Mehring, charakteristischerweise wieder ein Politologe, eine weitere umfangreiche Biographie vorgelegt und Noacks frühere Arbeit umstandslos als »in weiten Teilen überholt« bezeichnet. Seine eigene Darstellung bemühe sich – so Mehring – »um große Faktizität«, unter anderem durch Auswertung von Tagebüchern Schmitts und weiteren biographischen Zeugnissen. Im Vorwort seines Buches resümiert Mehring, vieles von *Carl Schmitts* Leben und Werk habe »vieldeutig und rätselhaft« bleiben müssen.

Schon in seiner kurzen Studienzeit von 1907 bis 1910 sah sich Schmitt auf die politische Betrachtung des Rechts gewiesen. Seine akademische Karriere betrieb er mit den Schwerpunkten Staats- und Verfassungsrecht. Mit einer überlegenen Bildung ausgestattet, veröffentlichte Schmitt parlamentarismuskritische Schriften und verwies gegenüber dem positiven Recht stets auf die Bedeutung rechtlicher Entscheidungsvorgänge. Auch der Idee eines Naturrechts wollte sich der Dezisionist Schmitt nicht anbequemen. Der Staat sei es, der als Exekutive das Recht verwirkliche. Dass richtiges Recht nur im Blick auf die Idee der

Gerechtigkeit entsteht, konnte der Platonismusverächter nicht eingestehen. Mit einer Reihe von Veröffentlichungen zu Verfassungsfragen etablierte sich Schmitt ab dem Ende des Ersten Weltkrieges als Autor. Ein Schwerpunkt seines Denkens entstand 1922 mit der kurzen Schrift *Politische Theologie*. Dieses Thema begleitete Schmitt bis ins hohe Alter: 1970 entstand *Politische Theologie II*. In den Jahren um 1927/28 stand er auf einem Höhepunkt seines Ansehens als Jurist und Professor. Nachdem er sich zunächst kritisch über Hitler geäußert hatte, verfiel er 1933 der Verführung durch das NS-Regime; rasch näherte er sich dem Wandel vom Berater des Regimes zum Mitwirker, doch schon 1936 brachte ihn die SS zu Fall. Er verlor allen Einfluss; nach 1945 ging er auch seines Amtes als Hochschullehrer verlustig. Es begannen für Schmitt die langen und doch fruchtbaren Jahre der inneren Emigration.

Mehring behandelt Leben und Werk Carl Schmitts bis in private Einzelheiten hinein, und doch kann der Leser Mühe haben, den Roten Faden zu finden. Schmitts Leben birgt ein Geheimnis, aber welches? Der Anti-Platoniker und Willensmensch Schmitt suchte nach einer geistgemäßen Begründung von Recht und Staat. Diese Frage wird nicht verstummen, wenn auch die nachtödlische Wirkung der Individualität Schmitts schwächer werden mag. Aus der Sicht der Soziallehre Rudolf Steiners haben alle Gebiete menschlichen Zusammenlebens einen geistigen Hintergrund, nicht nur das Geistes- oder Kulturleben. Recht und Gerechtigkeit ist nicht nur Juristensache, sondern alles durchdringende Lebensmacht, deshalb suchte Schmitt nach einer politischen Theologie. Nach Mehrings faktengesättigter Biographie fehlt eine geniale Darstellung des zukunftsfähigen Ideenverlaufs in Carl Schmitts Werk. Mehrings Schmitt-Biographie liefert für eine solche erwünschte Arbeit die nötige Grundlage.

Abschließender bibliographischer Hinweis: Drei Bände *Religionstheorie und politische Theologie*, herausgegeben von Jacob Taubes, München und Paderborn 1983, 1984, 1987; darin zahlreiche Erwähnungen Carl Schmitts.

Günter Röschert

Was gelernt? – Aber feste!

ERICH LOEST: **Prozesskosten**, Steidl Verlag, Göttingen 2007, 300 Seiten, 18 EUR.

Ehemalige Mitarbeiter der Staatssicherheit treten heute offen auf gegen die »Siegerjustiz« der Bundesrepublik Deutschland und fordern selbstbewusst die Anerkennung ihrer Verdienste um die DDR ein. Alles soll wieder einmal ganz anders gewesen sein, als es gemeinhin dargestellt wird – man hat diese Mischung aus Beleidigtsein und kaltschneuziger Leugnung nach 1945 bereits schon einmal erlebt. Pastor Friedrich Schorlemmer, der in der DDR unter Bedrängung die Bewegung »Schwerter zu Pflugscharen« initiierte, warnt vor einer »Dämonisierung der DDR«, als dämonisierte diese sich nicht selbst. Ein Bericht wie *Prozesskosten* ist angesichts selbstgefälliger Pseudo-Differenzierungen dringend vonnöten und Loest ist sich gleich auf der ersten Seite bewusst, dass die Zeit drängt, »denn allmählich geben die Letzten von damals den Löffel ab«.

Dieses ungemein spannend geschriebene Buch von Erich Loest erscheint mit dem nüchternen Untertitel »Bericht« und schildert in elf erschütternden Kapiteln Loests Schicksal in der DDR, eingebettet in die politischen Wirren des geteilten Deutschland. 1981 war mit *Durch die Erde ein Riss* bereits ein Erinnerungsbuch von Erich Loest erschienen. Doch der Autor hatte darin mit Rücksicht auf noch lebende Zeitgenossen in der DDR nicht alle Details und Begebenheiten seiner Erlebnisse in der DDR beschreiben können. Mit *Prozesskosten* wird somit eine Lücke in Loests Erinnerungen geschlossen.

Loests Schilderungen beginnen mit dem 24. Februar 1956, seinem 30. Geburtstag. Mit seinem Erstling *Jungen, die übrig blieben* oder dem agitatorischen Bestseller *Die Westmark fällt weiter* war Loest in der DDR wohlgekommen, seine junge Familie lebte zufrieden, wenn auch unter einfachsten Verhältnissen in Leipzig. Und doch schwebte ein gewaltiger Schatten über dieser scheinbaren Idylle. Am 25. Februar 1956 referierte in Moskau im Zuge des XX. Parteitags der KPdSU Nikita S. Chruschtschow seine Abrechnung mit Stalin. Zur Sprache waren die inter-

nen Machtkämpfe in der Nachfolge nach Lenins Tod gekommen sowie die Schauprozesse, in denen Alt-Bolschewisten sich selbst der Spionage und des Verrates bezichtigten. »L. ging im Kopf die Liste derer durch, die damals die Prozesse gutgeheißen hatten, Brecht, Ludwig Renn, Anna Seghers, Feuchtwanger und auch der jetzt in Leipzig lehrende Philosoph, Kollege im Schriftstellerverband, schweigend in einer Versammlung 1953, als es L. an den Kragen gegangen war, Ernst Bloch«.

Die Stimmung unter den jungen Intellektuellen in der DDR war gespannt. Loest und einige seiner Freunde fühlten sich als die »besseren Kommunisten«. In nächtlicher Runde bei Bier und Schnaps diskutierten sie die Lage. Im November 1957 wurde Erich Loest von der Staatssicherheit verhaftet. Auch Loests Ehefrau wird überraschend für fünf Monate inhaftiert: »Fünf Monate Haft endeten ohne Prozess, ohne Entschädigung, ohne einen Fetzen Papier«. Drei Kinder im Alter von sieben und vier Jahren, der jüngste Sohn Robert im Alter von fünf Monaten waren somit ohne Eltern und mussten von der Verwandtschaft versorgt werden – »wie das finanziell durchzustehen sei, war nicht das Problem der Staatsschützer«.

Erich Loest wurde nach 13 Monaten Haft ohne Anklage der Prozess gemacht. Einer der Vorwürfe war, dass er Stalin als Verbrecher bezeichnet haben soll. Das Urteil von sieben-einhalb Jahren saß er im Zuchthaus Bautzen II ab. Dort hatte Erich Loest nicht nur unter Schreibverbot zu leiden. Eindrucksvoll werden im vorliegenden Bericht Versuche des inneren Widerstandes wie auch ein endgültiger nervlicher Zusammenbruch geschildert. Loests *Prozesskosten* gewinnen allerdings auch darin an chronistischer Bedeutung, als die Schicksale ehemaliger politischer DDR-Häftlinge wie Walter Janka, Wolfgang Harich oder Günter Zehm nach der politischen Wende von 1989 zur Sprache kommen. Mit Gustav Just verbindet Loest bis heute ein freundschaftliches Verhältnis. Nicht ausgespart werden auch bittere Erinnerungen an den ehemaligen Gesinnungsfreund Gerhard Zwerenz.

Nach seiner Entlassung aus der Haft, als Lo-

est, gesundheitlich gezeichnet, daran arbeitete, als Schriftsteller wieder Fuß zu fassen, traf er einmal in den Räumen des Mitteldeutschen Verlages in Halle den ehemaligen Minister Fritz Selbmann, der sich, vom Mythos eines SED-Genossen, mit dem man reden kann, umgeben, als Arbeiterschriftsteller zu etablieren begann. Selbmann rief Loest feixend zu: »Was gelernt?« – »Aber feste!« antwortete Loest. Das war noch zu DDR-Zeiten!

Heutzutage finden im ehemaligen Zuchthaus Bautzen II Dokumentationsausstellungen statt. Loest weiß das zu schätzen, und dennoch endet sein Bericht mit der bitteren Feststellung: »Ich betrete Bautzen II nicht, und denen, die das nicht verstehen, sage ich: Ihr habt keine Ahnung, Kinder«.

Volker Strebel

Liebe ist ...

RICHARD DAVID PRECHT: **Liebe. Ein unordentliches Gefühl**, Goldmann Verlag, München 2009, 400 Seiten, 19,95 EUR.

Als Medienphilosoph antislooderdijkscher Provenienz ist Richard David Precht in jüngster Zeit bekannt geworden, weil er zahm, charmant und leicht verdaulich in seinem Buch *Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?* dem gestressten, denkfaulen Zeitgenossen die großen Fragen des Daseins zubereitete. Dieses Projekt, das sich bei näherem Hinsehen als lauwarmer Gedankenportion (höchstens tauglich zum schnellen Selbstaufwärmen in der intellektuellen Mikrowelle, dabei geistigen Hunger niemals stillend!) erwies, umfasste bereits kapitelweise ein Thema, das sich in Prechts neuem Buch über nun 400 Seiten ausgewalzt findet: Liebe.

Warum derart zynisch eine Rezension beginnen, wenn die zu besprechende Publikation auch mit Gewinn zu lesen ist? Nun: Bei Precht geht es diesmal um Liebe – das ist spannend. Es geht speziell um geschlechtliche Liebe – das ist sehr spannend, auch, weil Precht jenseits weichgespülter Ratschläge und romantischer Rezepturen sein Sujet auszuloten versucht. Aber: Egal, ob ich im ersten Teil des Buches (»Mann und Frau«), im zweiten (»Die Liebe«)

oder im dritten (»Liebe heute«) nachlese, stets beschleicht mich das ungute Gefühl, Precht würde viele Probleme beheben *zulasten* der eigentlichen Probleme, Theorien verdammen *zulasten* derselben, Personen diskreditieren *zulasten* besagter. Will heißen: Hier versucht ein Autor dadurch zu überzeugen, dass er konkurrierende Argumentationen über das Wie und Warum der Liebe so schlecht und verkürzt und verzerrt darstellt, bis sie unter das Niveau der eigenen Gegenargumente herabsinken, die ihrerseits meist ohne fundiert entwickelte Begründung aufgetischt werden.

Möglicherweise habe ich das Buch mit dem falschen Anspruch gelesen, denn ich war erfolglos auf der Suche nach *Denken*. Anstatt selbiges zu bemühen, versucht Precht, seine Autorität auf Pseudoneutralität zu gründen, wenn es, wie in der Einleitung formuliert, heißt: »Ich interessiere mich für den Geist aus naturwissenschaftlicher Perspektive und aus geisteswissenschaftlicher Perspektive für die Natur. Ich mag den schnörkellosen Drang nach Klarheit in den Naturwissenschaften *und* das intelligente ›Gleichwohl ...‹ der Geisteswissenschaften gleichermaßen. Ich gehöre keiner Fraktion an und muss niemanden verteidigen. Ich glaube nicht, dass es nur *einen* privilegierten Zugang zur Wahrheit gibt. Ich bin kein Naturalist, der den Menschen naturwissenschaftlich für erklärbar hält, und kein Idealist, der meint, dass man auf das Wissen der Naturwissenschaften verzichten kann. Ich glaube, dass es beides braucht: Philosophie ohne Naturwissenschaft ist leer. Naturwissenschaft ohne Philosophie ist blind.« Erst der ungetrübte, scharfe Blick merkt und entlarvt, dass Precht, allen Beteuerungen zum Trotz, fast nie genau hinsieht, jedoch – und das ist perfide! – auch nicht immer auf identische Art und Weise danebenäugt. Es herrscht bei ihm nicht ein fixes Dogma, das prognostizierbar fehlliegt, sondern viele unhinterfragte Meinungen und Scheinalternativen, stets unterschiedlich justiert und unmerklich, ja beinahe unterschwellig mitgeführt, machen das Buch zu dem eines *flexiblen Dogmatikers* und dem denkenden Geschmack zuletzt ungenießbar. Ich sagte anfangs, dieses Liebesskript sei den-

noch mit Gewinn zu lesen. Und ja, vor allem für ein Tagebuchzitat des jungen Kafkas nach einer Mädchenbegegnung bin ich Precht im vorletzten Absatz seines Buches sehr dankbar: »Die Süßigkeit der Trauer und der Liebe. Von ihr angelächelt werden im Boot. Das war das Allerschönste. Immer nur das Verlangen zu sterben und das Sich-noch-Halten, das allein ist Liebe.« Wer Prechts Buch gewinnbringend lesen will, der fange am besten auf den letzten Seiten an – und denke dann ohne Geländer darüber hinaus ...

Philip Kovce

Ruhiges Schauen

WALTER KAPPACHER: **Schönheit des Vergehens.** Bildband mit einleitendem Essay des Autors und zahlreichen Fotografien, Verlag Mury Salzmann, Salzburg 2010, 80 Seiten, 28 EUR.

Trockenes Schilf im Wasser: Kann es etwas Langweiligeres geben? – Nicht für den initiierten Blick! Kappacher zeigt, wie das Fotografieren *sehen* und wirkliches *wahrnehmen* lehrt. – Beim Betrachten der immer gleichen Stelle am See über Jahre kam er in einen »seelischen Schwebezustand, außerhalb von Raum und Zeit«, in ein Erleben der Gegenwart, der Einheit der Dinge. Als ehemaliger Yoga-Schüler weiß er, wie wichtig es ist: Nichts wollen.

Versetzen wir uns einfach in jedes einzelne Bild hinein ... Wie schon das erste beim näheren Betrachten zu *leuchten* beginnt. Eis an der Grenze zur Schmelze, Eisbrocken auf der festen Scholle, flache Wasserlachen, leicht gekräuselt vom Wind; das Feste, das Flüssige in drei seiner Erscheinungsformen. Weitere Dimensionen: die Bruchlinien des Eises. Das Bewegende in Luft und Wind. Die Sonne, die helle Tupfen malt; sie wärmt noch nicht, aber sie beleuchtet, macht sichtbar. Als siebente Dimension das Auge des Betrachters.

Ein dünnes Schilfrohr: Der Schatten der Gerade gerät unter der leichten Welle zum enigmatischen Kurvenverlauf. Seltsamste Formen, sich im Widerschein verrätselnd. Das Feste und das Ätherische, ein Gesamtbild.

Und spiegelt sich dazu der Himmel im seich-

ten, sacht bewegten Wasser, vollbringen die Farben Stahlblau, Moosgrün und Erdbraun eine Symphonie, einen Zusammenklang, eine Zusammenschau und in der Vereinigung der Elemente Himmel, Erde, Wasser, Luft ein *Zusammen-Sein*. – Das Ichhafte des Schilfs, gespiegelt im nächstniederen, nächsthöheren Element. Oben wie unten, unten wie oben. Kaum auszumachen die Stelle der Trennung, der Entscheidung, ob Ding, ob Bild. Eine sonnenbeschienene, tausend-, ja millionenfältige Phalanx: Goldschilf, verwebt zum Goldgewirk wie im Märchen, wo aus Stroh Gold gemacht wird. Wie alles, was scheinbar fest auf der Erde steht, sich vom Ätherischen des Wassers in Frage stellen lässt. Die Ergänzung der irdischen Form zum *Ganzen* hin.

Welch merkwürdige Gebilde entstehen, wenn die Elemente zusammenwirken im Raum, im gespiegelten Raum und in der Zeit. Sich darin zu verlieren, bedeutet: außerhalb von Raum und Zeit zu *sein*.

Lässt die Konzentration nach, sollte man aufhören, um sich auf die nächste Verzauberung freuen zu können. Ein Lesen anderer Art, in den Zeichen, den Lettern der Natur.

Und erst der Winter. Er bringt eine weitere Dimension: die Formen des Eises. Das Feste, Durchsichtige, dem das Schilf oder das bunte Herbstblatt ihr Wesen aufprägen. Die allgemeine Auflösung zum Ende des Winters. Wärme und Kälte als Verwandler. Blaue Schatten auf dem Schnee ... Das Brechen des Eises, die Reflexion des Lichtes an den Kanten. Wunderwerke, entstanden durch tags schmelzen und nachts gefrieren. Bilder des Vergehens, aber gleichzeitig *wird*.

»Lauter Gedichte sind Ihre Bilder«, sagte Martin Walser zu Walter Kappacher, dem Büchner-Preisträger von 2009. Diese Gedichte könnten auch in Worte gefasst werden.

Der Leser erlebt die Dankbarkeit der Dinge dafür, dass man sie durch reines Anschauen sprechen lässt. Aufmerksam und mit verändertem Blick wird er die Schönheit und Vieltätigkeit der Welt im Kleinsten wahrnehmen. – Schönheit des Vergehens ... Vergehen, das wehmütig, aber auch ehrfürchtig stimmt.

Vergehen als Schönheit, als Nicht-mehr-sein-Wollen, anderem Platz machen, selbstlos sein.

Maja Rehbein

Auferstehung

GÜNTHER DELLBRÜGGER: **Auferstehung. Mit dem Herzen denken**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2010, 172 Seiten, 14,90 EUR.

Der eine kauft Bücher wegen ihres informativen Inhaltes oder weil sie versprechen, an einer spannenden Erzählung teilzuhaben. Der Autor baut über das geschriebene Wort eine Beziehung zu seinem Leser auf. Meistens spricht nur der Autor, und der Leser gibt sich hin, lässt sich erfüllen, findet vielleicht auch keinen Zugang, und legt das Buch wieder weg. Seltener findet man Bücher, die davon »leben«, dass eine echte Zwiesprache entsteht. Das Geheimnis solcher Bücher liegt darin, dass der Autor auf das Vorgeben verzichtet und den Leser einlädt (oder herausfordert), sich in die Gedankenbilder einzuleben. Die Sprache bildet das Kunstwerk, und indem der Aufnehmende nach-erschafft, was mittels der Sprache formuliert wurde, entsteht das Gespräch.

In diesem Sinne erschafft Günther Dellbrügger Schritt für Schritt eine ergreifende, tiefwirksame Imagination, die den Leib Christi in den Mittelpunkt stellt. »Wenngleich der Leib des Jesus von Nazareth die edelste Frucht des Menschengeschlechts darstellte, musste er durch Christus noch weiter geläutert werden« (S. 21). Folgt der Leser der inneren Bewegung von der »edelsten Frucht« zur Tätigkeit des Läuterns, dann findet er zugleich einen ersten Schlüssel zu einem vertieften Verständnis des Mysteriums von Golgatha. Denn das Läuternde schöpft aus dem Geschehen der Jordantaufe, aus der Tatsache, dass der Christus sich mit dieser besonderen Leiblichkeit verbunden hat. Der Christus individualisiert sich, indem er in eine menschliche Leiblichkeit inkarniert. Aus dieser individualisierten Mitte heraus erzeugt er eine neue Beziehung zu seinem geistigen Ursprung. »In diesem persönlich ergriffenen Geistigen wächst die Kraft zur Selbst- und Weltver-

wandlung bis in die Lebens- und Stoffbereiche hinein« (S. 37). »Das höhere Wesensglied wird einerseits empfangen, aufgenommen, andererseits aber durch die Verwandlung der unteren Wesensglieder geschaffen, hervorgebracht. Das Ich ist dabei zugleich empfangend und verwandelnd tätig« (S. 38). Die Formen, in die Dellbrügger seine Imaginationen gießt, sind von einer inneren Bewegung geprägt. Sie verlangen nicht bloß das Verstehen, sondern fördern die Auferstehung des Denkens aus dem Tode der Abstraktion im innerlichen mitvollziehen ihrer Bewegungen und Beziehungen. So wird der Autor dem Untertitel des Buches voll gerecht: »mit dem Herzen denken«.

Dellbrügger führt die Bedeutung dieses Geschehens weiter aus und zeigt auf, wie die höheren Wesensglieder, so wie sie in Steiners *Theosophie* beschrieben werden, veranlagt werden. Der Christus bildet durch die innere Arbeit der Läuterung der zur Verfügung gestellten Leiblichkeit das Geistselbst, den Lebensgeist und den Geistesmenschen vollkommen aus. Das bedeutet: »Er hatte den physischen Leib des Jesus von Nazareth vollständig durchdrungen und vergeistigt. Er starb in voller Souveränität. Sein Tod war die Geburt des neuen, zweiten Adam, Beginn einer neuen Menschheit« (S. 41). Was hier nur knapp zusammengefasst werden kann, schildert Dellbrügger ausführlich. Man lebt und leidet die Überwindung der Widersacher, die den Leichnam (Ahriman) und die Seele (Luzifer) in Besitz nehmen wollen, mit. Dies gipfelt in der Aussage: »Der von den Frauen und Johannes in Ehrfurcht beweinete, lichte Leichnam bildet den Übergang vom zerschundenen Körper des Gekreuzigten zum Sonnenleib des Auferstandenen« (S. 61). – Das

Karfreitags- und Karsamstags-Mysterium wird durchsichtig und dem Herzdenken erschlossen. Die Wirksamkeit der tod-überwindenden Kraft des Christus offenbart das Urbild des Menschen in der Erdensphäre.

Im dritten Teil führt Günther Dellbrügger durch die »Bilder« der Auferstehung. Er nennt sie »Perlen aus zweitausend Jahren christlicher Überlieferung«. Die ersten stammen von frühchristlichen Gottessuchern, die dieses Geschehen im innigen Ringen und jeder auf seine Art und Weise nachvollzogen haben. Bei einigen führten diese Meditationen zur Begegnung mit dem Auferstandenen. Ihre Erkenntnisfrüchte gingen im späteren Dogmenstreit verloren, wurden vergessen und entzogen sich schließlich, mit der aufkommenden Intellektualität, der Denkbarekeit. Hinweise auf Thomas von Aquin und Jakob Böhme bilden den Übergang zum vierten Teil: Zukunft wird Gegenwart, indem nachgezeichnet wird, wie diese Motive in den kultischen Texten der Christengemeinschaft wieder zu Lebensimaginationen erwachen. Sie haben die Kraft in sich, zu einer Begegnung mit dem den Menschen wieder zugänglichen Christus zu führen: als wirksame Lebensstatsache. Die kurze Sammlung der Texte frühchristlicher Gottessucher ist eine wahre Fundgrube zur Vertiefung der vorgetragenen Zusammenhänge. Ebenso die einfühlsamen Bilder von Maren Glockmann Müller, die im Druck sicherlich einiges von der originalen Aussagekraft verloren haben, die aber ahnen lassen, wie die Vertiefung des Themas durch ein einlebendes Sichtbar-Werden-Lassen den Leser auf seinem Weg trägt.

Ronald Templeton